Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 186

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

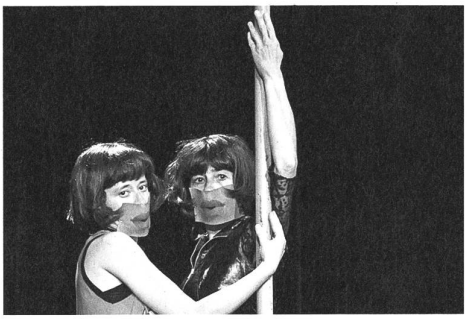
VORARLBERG

Hereinspaziert ins Freudenhaus!

Neulich hörte ich im Wirtshaus am Nebentisch das Gespräch zweier Männer mittleren Alters, die sich über das Freudenhaus in Bregenz im Sommer 2009 unterhielten, oder – genauer gesagt – deswegen stritten. Der eine beharrte auf seiner Meinung, es habe sich um ein richtiges Puff gehandelt, er habe ja mit eigenen Augen im Lokalfernsehen gesehen, wie sich Frauen an Stangen gewunden hätten. Der andere sagte, er sei selbst schon bei einem Konzert im Freudenhaus gewesen, das heisse doch nur so, es handle sich um Kulturveranstaltungen im pavillonartigen Zelt.

Der erste liess sich zumindest an jenem Abend von seinem Freund nicht überzeugen. Ich sprach ihn auch nicht von der Seite an, weil jemand, der glaubt, ein echtes Freudenhaus (wenn man Urgrossvaters Wort für ein Bordell überhaupt verwenden will) werde auch so heissen, ohnehin für alle seine weiteren Irrtümer entschuldigt ist. Allerdings hätte ich ihm einiges dazu sagen können.

Zum Beispiel, dass die Frauen, die er im TV gesehen hatte, den Text einer Journalistin über Prostitution in Vorarlberg vortrugen, es sich also um eine andere Art von (Sprech-)Theater handelte als jenes, das besser bezahlte Prostituierte ihren Kunden vormachen. Oder, dass ich Freudenhaus-Veranstalter Willi Pramstaller gelegentlich für die Geduld bewundere, mit der er seit Jahren auf den Programmschienen «Impuls», «Seelax» und «Tropicana» ausgesuchte Kulturveranstaltungen nach Bregenz, Dornbirn und – in diesem Winter erstmalig im beheizten sogenannten Winterfreudenhaus – Lustenau brachte beziehungsweise bringt, obwohl man ihm immer wieder Knüppel zwischen die Beine wirft. Zum Beispiel im vergangenen Sommer, als Musikfetzen vom Herman-Dune-Konzert aus dem Freudenhaus bis zum Publikum der «Aida»-Premiere der Seeaufführung der Festspiele hinüberdrangen, worauf augenblicklich mit Abbruch durch die Polizei gedroht wurde. Herman Dune spielten unverstärkt weiter, was den Festspielen nach wie vor als Lärmbelästigung erschien.



Falsche Prostituierte im richtigen Freudenhaus. Bild: pd

Auch die von vornherein unverstärkt spielende tunesische Band Ghalia Benali an einem verregneten Abend Ende Juli wurde so eingeschätzt, worauf das Konzert tatsächlich abgebrochen wurde. An einem Sonntag, an dem gar keine Veranstaltung im Freudenhaus stattfand, wurde Pramstaller zuhause angerufen, weil man sich schon wieder von «Seelax»-Lärm belästigt fühlte – vielleicht litten die Anrufer an Tinnitus? Da die Festspiele sakrosankt sind, wird Pramstaller seine nächstjährigen Sommerveranstaltungen in den Bregenzer Seeanlagen reduziert und ausserhalb der Festspielzeit präsentieren. Er tut das, ich hätte den Bregenzern längst den Mittelfinger gezeigt, es war ja nicht das erste Mal, dass man ihm lästig fiel.

Das Strassentheater-Festival «Impuls» hat Pramstaller 2008 nach zwanzig Jahren (!) eingestellt, weil die Gemeinde Dornbirn lieber Geld ins Rolls Royce-Museum und in diverse Special-Events für die Kulturschickeria pumpt, als in diese über die Jahre hinweg sehr populären Veranstaltungen ohne Eintritt und für alle Bevölkerungsschichten.

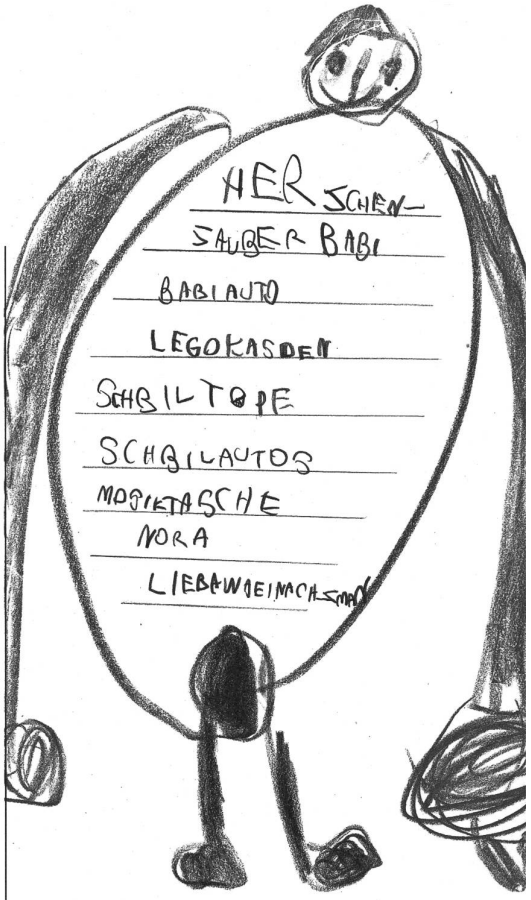
«Seelax» und «Tropicana» sind nicht gratis, werden aber auch – natürlich zahlenmässig von erheblich weniger Menschen als seinerzeit «Impuls» – gut frequentiert. Die meisten Veranstaltungen im Freudenhaus waren ausverkauft. Nur für wirklich Bemerkenswertes, aber nicht ganz Populäres, wie zum Beispiel zuletzt Meret Becker & The Tiny Teeth an zwei Abenden, musste Pramstaller am Vormittag des zweiten Tages per Mail-Kampagne die dringliche Botschaft verbreiten, man versäume etwas, wenn man nicht komme, und es gebe noch Karten an der Abendkasse. Ein bisserl provinziell ist Vorarlberg halt immer noch.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Wunschzettel

«Ich wünsche dem Toggenburg einige junge Heimkehrerinnen und Heimkehrer. Frauen und Männer, die hier aufgewachsen sind, sich auswärts weitergebildet haben und zurückkommen, um im Tal etwas zu bewegen.» *Christine Bolt, Direktorin Toggenburg Tourismus*



Viele gute Wünsche. Bild: Nora Wachsmann

«Ich wünsche dem Toggenburg Toleranz gegenüber Mitmenschen, Zufriedenheit mit sich selber, Bescheidenheit und die nötige Portion Glück.» *Herbert Alpiger, Getränkehändler*

«Das Toggenburg wird energieautark, das heisst, dass mindestens der eigene Energiebedarf im Tal mit erneuerbaren Energieträgern produziert wird.» *Ruedi Giezendanner, Geschäftsführer Energietal Toggenburg*

«Ich wünsche mir für das Toggenburg einen Strick, an dem alle gemeinsam und in dieselbe Richtung ziehen.» *Martina Schlumpf, Veranstalterin Konzertnacht am Schönenbodensee*

«Fürs Toggenburg wünsche ich mir ein gutes 2010 mit vielen kulturellen, sportlichen und familiären Highlights, Spontaneität und Toleranz.»
Martin Sailer, Zeltainer Kleintheater

«Ich wünschte mir, dass man gescheite, ehrliche, effiziente Macher wie Alois Ebneter respektieren und unterstützen würde.»
Bruno Sutter, Präsident Chössi Theater

«Ich wünsche dem Toggenburg, dass die Menschen sich ihrer Eigenart, Tradition und bäuerlichen Kultur besinnen und dem in ihrer Arbeit auf zeitgemässe und kreative Wei-

se voller Lebensfreude Ausdruck geben, wobei sie im Nachbarn den Freund und Weggefährten und nicht den Widersacher und Konkurrenten sehen.» *Roland Stump, Hotel Stump's Alpenrose*

«Ich wünsche dem Toggenburg mehr Selbstvertrauen – denn Selbstvertrauen verleiht Flügel, macht attraktiv und überträgt sich auf Einheimische und Gäste.» *Simon Schällibaum, Bauunternehmer*

«Ich wünsche dem Toggenburg eine Bewegung, welche die Leute motiviert, sich gemeinsam für eine verbesserungswürdige Sache einzusetzen, statt sich allpott darüber zu beklagen.» *Olivia Hug, Journalistin «Toggenburger Tagblatt»*

«Den Mitmenschen hier wünsche ich das Bewusstsein für das reiche und vielschichtige Erbe, das unmittelbar vor der Haustüre liegt, die Kreativität und Freude, dieses zu pflegen und weiterzuentwickeln, sowie die innere Begeisterung, der Welt mutig und kraftvoll zu zeigen, was die Einzigartigkeit des Toggenburgs ausmacht.» *Andreas Müller, Geschäftsleiter Klangwelt Toggenburg*

«Ich wünsche den Toggenburgern viel Weitsicht! Gerade hier können die Traditionen, die so intensiv gepflegt werden, den festen Boden bilden, um ein weites Herz, einen offenen Verstand, Gutsein zu sich selbst und zu anderen, Versöhnung und Integration zu leben. Jeden Tag. Gegenüber den Fernen und den Nahen.» *Martin Böhringer, evangelischer Pfarrer Alt St.Johann*

«Ich wünsche den Kurzsichtigen mehr Weitsicht, den Weitsichtigen mehr Klang im Ohr und allen viel Schnee. Am liebsten so viel, dass die Schulen und Läden wegen Unerreichbarkeit zwei Wochen schliessen müssen, und das ganze Toggenburg die Langsamkeit entdeckt und den Winter geniesst.» *Stephan K. Haller, Geschäftsleiter Büro Toggenburg*

«Ich wünsche dem Toggenburg viele grosse und kleine, junge und ältere, einfach bunt gemischte neue Einwohnerinnen und Einwohner. Neue Ideen und weitere motivierte Toggenburgerinnen und Toggenburger machen sich so für unsere beiden Täler stark.» *Daniel Blatter, Geschäftsleiter Kompetenzzentrum Toggenburg.ch*

«Ich wünsche dem Toggenburg viel Schwein und wenig Grippe.» *Urs Gantenbein, Geschäftsführer Bergbahnen Wildhaus*

ANDREAS ROTH, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet bei Snowland.ch und der Klangwelt Toggenburg.

THURGAU

Minarettverbot ablehnen und Schwingen

In letzter Zeit macht es richtig Freude, in Frauenfeld zu leben. Das Eidgenössische Schwingfest am zweitletzten Augustwochenende wirft bereits heute seine langen Schatten auf das junge 2010, wenn dem Leitmotiv entsprechend «jeder ein König» sein kann und dazu noch der «primus inter pares» erkoren wird. Die 200'000 geschätzten Besucher werden nicht nur in den Genuss des sportlichen Wettkampfs kommen, sondern auch der Frauenfelder Gastfreundschaft, welche jeweils an eidgenössischen Grossfeierlichkeiten intensiv erfahrbar und Frauenfeld drei Minuten unverzichtbare Medienpräsenz in der Sonntagabend-«Tagesschau» einbringen wird. Wie recht sollte doch der Historiker und Altphilologe Ernst Leisi behalten, als er im Vorwort der 1946 erschienen «Geschichte der Stadt Frauenfeld» festhielt: «Als kleine Stadt in einem Untertanenland, die abseits vom grossen Verkehr lag, konnte Frauenfeld naturgemäss nicht eine Geschichte von weithinreichender Bedeutung erleben; doch wird man bei näherer Betrachtung zugeben müssen, dass es in ihrer Vergangenheit nicht an wichtigen und entscheidenden Augenblicken und ebenso wenig an originellen Einrichtungen fehlt.»

Denn plötzlich wird die «kleine Stadt im Grünen» für den schweizweit besten kommunalen Finanzhaushalt 2009 ausgezeichnet (Note 5.58, vor Biel und Schaffhausen) und bekommt drei Wochen später den Preis «Flux – Goldener Verkehrsknoten 2009», wo Frauenfeld in der Kategorie «Kombinierte Mobilität» punkten konnte und der Bahnhofplatz zu ungeahnten Ehren kommt. Dass Frauenfeld kurz darauf im newsnetz.ch-Beitrag «Diese Bahnhöfe fallen bei den Lesern durch» auftaucht und als monoton, unästhetisch und betonlastig getadelt wird, fällt für mich in die gleiche Kategorie von Verleumdung wie die Impfverschwörung.

Dafür bekommen wir am letzten Abstimmungswochenende 2009 endlich den Seeanschluss – dank Bezirksfusionen. Zudem sagen 3521 Ja und 4192 Nein zum Verbot von Minaretten. Das stellt auf. Wir haben nein gesagt! Wir haben den Weitblick dank des Thurtals. Wir haben als einzige Gemeinde im Kanton nein gesagt. Dabei gestaltete sich die Grosswetterlage an dem besagten letzten Novemberwochenende nicht optimal. Ich musste arbeiten, während Winterthur daheim gegen den FC Lugano verlor und Rapid in Bullen-Salzburg nur remisierte. Aber unser Nein hat meinen fussballerischen Kummer mehr als ausgeglichen.

MATHIAS FREI, 1980, ist Student, Kulturveranstalter, Slampoet und Texter.

WINTERTHUR

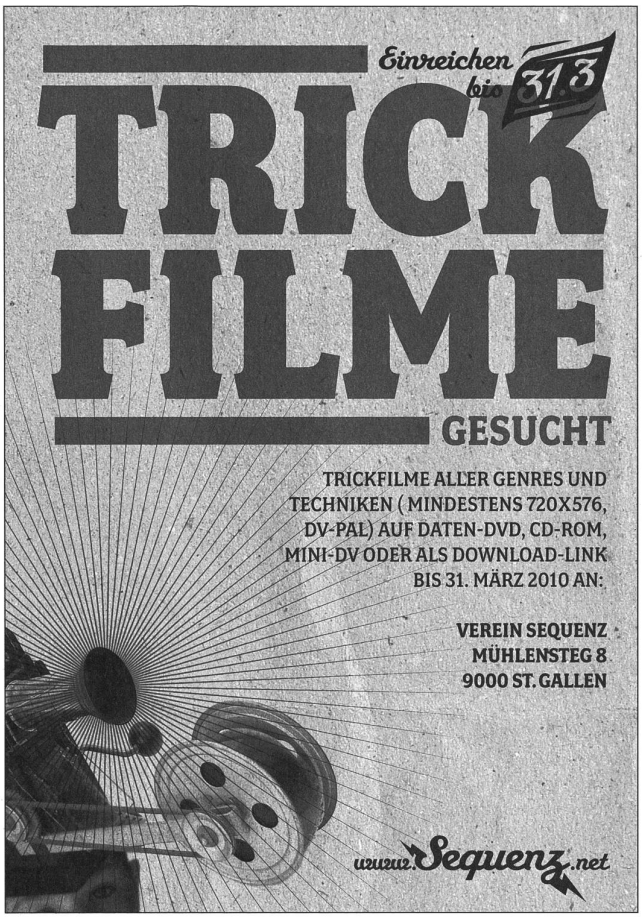
Äusserstes Wohlfühlklima

Die St.Galler Kulturszene steht der Politik, gesellschaftlichen Fragen und der Stadtentwicklung sehr kritisch gegenüber. Das geht so weit, dass die St.Gallerinnen und St.Galler gedanklich gerne mal ihre Stadt niederbrennen oder von gewaltigen Explosionen träumen – die «Saiten»-Jubiläumsfeier hat es gezeigt. Währenddessen scheinen mir die Winterthurer Kulturschaffenden mit dem Leben und der städtischen Politik im Reinen zu sein. Winterthurer Kulturschaffende fallen durch Freundlichkeit auf, das Casinotheater widmet sich der satirischen Unterhaltung und ist beliebter Treffpunkt von Winterthurs High Society. Weiter gilt Winterthur als «Rock City». Aber auch von dieser Seite ist wenig von Revolte zu spüren. Wenn die Winterthurer Hausbesetzer-

In Winterthur steigt niemand auf die Barrikaden.
Bild: Søren Dyck-Madsen

szene auf sich aufmerksam macht, geschieht dies nur selten auf eine Art und Weise, die zur Diskussion anregt. Und auch die alternative Bierkurve will an den FCW-Spielen vor allem ihren Frieden, und es wird höchstens einmal ein Statement gegen Rassismus gemacht. Zur Stadtpolitik kommt auch von da nichts.

Kann in Winterthur jeder das machen, was er will und ist darum zufrieden? Können die St.Gallerinnen und St.Galler dies demnach nicht? Ist es Selbsthass, wenn sie ihre Stadt niederbrennen wollen? Ist Winterthurs Politik einfach besser? Ich habe dazu verschiedene Winterthurer befragt, die teils auch mit den



infoabende:

Dienstag, 12. Januar | jeweils um 19⁰⁰

1. Sekundarschul-Vorbereitungsjahr
2. 10. Schuljahr (weiterführende Schule, Gestaltung, KV-Lehre, Berufslehre)
3. Zwischenjahr mit Praktikum und Schule
4. Handelsschule

Wir bitten um Anmeldung per Mail oder Telefon.

Mittwoch, 13. Januar | jeweils um 19⁰⁰

1. Integrierte Oberstufe mit Sekundarschule
2. Berufsbegleitende Sekundarschule für Erwachsene

Kesslerstrasse 1
9000 St. Gallen
T 071 223 53 91
info@ortegaschule.ch

ORTEGA SCHULE ST. GALLEN

EDUQUA

St.Galler Verhältnissen vertraut sind. Und einen St.Galler, der Winterthur kennt.

Der Slammer Patrick Armbruster stellt in Winterthur tatsächlich «äusserstes Wohlfühlklima» fest. Er findet nix, um auf die Barrikaden zu steigen. Der Karikaturist Ruedi Widmer glaubt, dass St.Gallen als Ganzes viel konservativer sei als Winterthur, und verweist auf die Geschichte als Arbeiterstadt. Der St.Galler Slammer und Journalist Etrit Hasler empfindet Winterthur als sozial durchlässiger. Es sei einfacher von einem Ort zum anderen und von einer Szene zur nächsten zu wechseln. Weiter erwähnt er den «brain drain» in St.Gallen – die Generation zwischen 25 und 35 wandere aus oder gehe an die HSG.

Auch der Musiker und Radiomacher Andrew Wolfensberger kommt fast nichts in den Sinn, was ihn zum Handeln oder Demonstrieren bringen könnte. Er stellt eine gewisse politische Faulheit fest, da bisher alles gut laufe. Er fragt sich aber, ob sich dies nicht irgendwann rächte. Der Kulturjournalist Dominik Dusek weist einerseits auf die Zentrumsfunktion von St.Gallen hin, die zu einer anderen Mentalität führe, und bezeichnet die Luft des Widerstands in Winterthur als etwas abgestanden. Während AL-Gemeinderat David Berger darauf aufmerksam macht, dass in Winterthurs wilden Zeiten in den achtziger und frühen neunziger Jahren einiges erreicht wurde und man sich nun in diesen Nischen eingerichtet hate. Es werde pragmatisch gehandelt, was sogar dazu führte, dass die Bierkurve sich freiwillig mit der Polizei an einen Tisch setzte. Und Häuser besetzt würden ja immer noch, nur ärgere sich niemand mehr darüber. Er vermutet allerdings, dass es wegen des gesellschaftlichen Backlashs, zunehmender Repression und Polarisierung auch in Winterthur irgendwann wieder «klöpfen» könnte. Denn auch Winterthur ist (leider) Teil dieser zunehmend polarisierten Schweiz.

MANUEL LEHMANN, 1974,
ist Vorstandsmitglied im Arealverein Lagerplatz.

SCHAFFHAUSEN

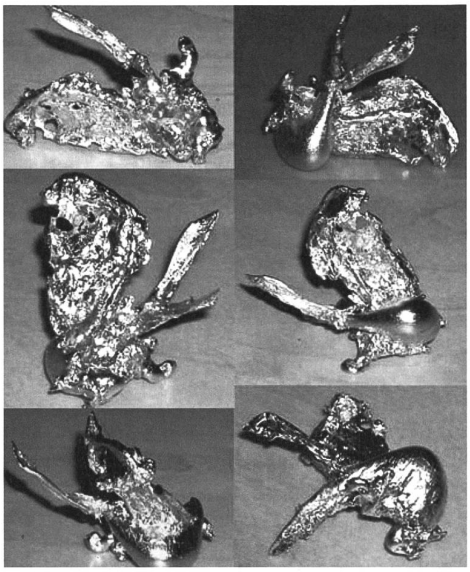
Ad-hoc-Komödianten aus dem Parlament

Wenn das parlamentarische Jahr jeweils abgeschlossen ist, erwarten traditionell noch zwei weitere Höhepunkte das politische Schaffhausen. Zum einen ist das die Wahlfeier des neuen Kantonsratspräsidenten, welcher jeweils an der letzten Parlamentssitzung erkoren wird. Dieser hat dann die zweifelhafte Ehre, anlässlich seiner Freude ein Jahr lang zuoberst auf dem Bock sitzen zu können, eine Feier für rund 150 geladene Gäste in seiner Heimatgemeinde ausrichten (und bezahlen) zu dürfen. Der privilegierte Teilnehmerkreis aus Politik und persönlichem Umfeld des formell höchsten Schaffhausers bedankt sich postwendend mit diversen Darbietungen.

Die dichtende Kantonsrätin der Jungen SVP wahrt ihr Gesicht mit ihrem ziemlich holprigen, aber ansonsten tadellosen Reim gut. Die Sprüche der als Bayern verkleideten SP-Kantonsräte sitzen auch, und die gereimte Darbietung der SP-Einwohnerratsfraktion in Neuhausen darf sogar als äusserst gelungen bezeichnet werden. Für die unausweichliche Peinlichkeit sorgen konsequent die Fragen des Sport-Moderators, welcher für die Leitung der Feier eingespannt wurde. Der frisch gewählte Kantonsratspräsident ist nicht der einzige, der regelmässig vor peinlicher Betroffenheit am liebsten im Boden versinken würde, wenn seine Mutter auf Animation des Moderators dem versammelten Publikum die Lausbubenstreiche des Sohnes verkündet oder Fragen nach der ersten Freundin beantwortet. Der Fraktionschef der Ökoliberalen toppt das noch, wenn er im kurzen Sportdress und Stirnband zur Gitarre greift, um ein selbst gedichtetes Lied zum Besten zu geben. Einzig die Freisinnigen geben sich keine Blösse, sie tragen Organisations- und Management-Schemata per Powerpoint-Präsentation vor. Wein im Überfluss sorgt glücklicherweise zuverlässig dafür, dass an keinem der ad-hoc-Komödianten etwas hängen bleibt.

Zwei Wochen später wirds noch exklusiver. Wie nach einer guten réduction bleibt die geballte Essenz des politischen Jahres übrig – die crème de la crème de la crème sozusagen –, wenn die «Schaffhauser Nachrichten» am 30. Dezember zum Bleigiessen einladen. Neben den höchsten Würdenträgern kommen nur noch diejenigen zu einer Einladung, die sich (freiwillig oder nicht) gleich x-fach in die Schlagzeilen katapultiert haben. Unter dem strengen Auge des Chefredaktors werfen die Top-Politiker ihre Zukunft in Form flüssigen Bleis ins kalte Wasser und müssen sich anschliessend der Deutung durch den Zeremonienmeister unterziehen. Während der Kantonsratspräsident seinen Bleiklumpen in Form eines Zeppelins (Deutung: «Alles wird gut!») und der Stadtpräsident seine Peitsche («Du musst eine starke Hand haben») verständlicherweise gut wegstecken, hadert der Regierungsratspräsident lange, ob seine Bleifigur eine Zange oder eine Schere darstellen soll. Das eine würde «Du musst dich entscheiden» bedeuten, das andere «Eine wichtige Entscheidung steht an». Er kann sich nicht entscheiden.

Der unfreiwillig von der SVP portierte Regierungsratskandidat der Jungen FDP giesst eine Spinne und macht nach der Deutung «Dein Glück hängt an einem seidenen Faden» ein etwas ratloses Gesicht. Seine Miene hellt sich auch nicht auf, als sein unfreiwilliger Konkurrent und letztlich obsiegender Kandidat der FDP eine Lanze giesst («Jemand möchte gegen dich kämpfen»). Beide vermuten eine



Was das wohl für die Schaffhauser Politik bedeutet? Bild: pd

Intrige der SVP, um neuen Zwist im Freisinn zu säen. Der erste Schaffhauser Standortmarketing-Chef, auch bekannt unter dem Pseudonym Mister Rheinfall, hat seinen Löffel speziell lang über die Flamme gehalten. Das nun siedende Blei versprengt beim Eintauchen in hundert Sprenkel und liegt jetzt, wie Schrot eines Jagdgewehrs, auf dem Beckenboden. Eine Deutung ist dafür nicht vorgesehen, was den Mister Rheinfall schwer betrübt. Gerade in diesen schwierigen Zeiten, wo seine Omnipräsenz in staatlichen Kampagnen Kritik laut werden lässt, hätte er Schützenhilfe vom Orakel erwartet.

Auf Hilfe von oben zählt auch die einzige Frau in der Runde, die Präsidentin des Grossen Stadtrates (CVP). Schwungvoll giesst sie das Blei ins Wasser und strahlt übers ganze Gesicht ob der unverkennbaren Gitarrenform. Musikinstrumente sind immer ein ganz gutes Zeichen, denkt sie, derweil ihr anwesender Gatte ungeduldig nach der Deutung fahndet. Dann wird er ein bisschen blass und verkündet kleinlaut: «Geheime Sehnsucht.» Totenstille. Und Minuten später, während alle noch rätseln, wie der schiefe Haussegen der CVP-Familie wieder geradegerückt werden könnte, huscht auf einmal ein Lächeln über das Gesicht von Mister Rheinfall. Er habe endlich die Deutung für sein Bleischrot gefunden: «Die Gischt des Rheinfalls.»

FLORIAN KELLER, 1983, **ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.**

Anständig tot sein

Der Sarkophag-Fund im St.Galler Klosterbezirk weckt morbides Interesse. Eine Spurensuche an historischen und gegenwärtigen Totenbetten.

von PETER MÜLLER

Die Hauptfrage lautet: «Wessen Überreste hat man hier gefunden?» Das Interesse an diesem Fund ist nachvollziehbar, rein lokalhistorisch dürfte es allerdings nicht sein. Der durchschnittliche Zeitgenosse hat einiges von der Welt gesehen, weiss manches über Archäologie, Geschichte, Gerichtsmedizin – aus Ausstellungen, Büchern, Zeitungen, dem Internet, Kinofilmen und dem Fernsehen. Das dürfte beim St.Galler Sarkophag-Hype eine wesentliche Rolle spielen. Dass die Identität des Toten geklärt werden kann, erscheint angesichts der dürftigen Indizienlage allerdings zweifelhaft.

Es lohnt sich, auch auf einige andere Dinge den Blick zu richten. Zum Beispiel auf die Tatsache, dass es sich wohl um die Überreste eines Angehörigen der Elite handelt. Sozial hochgestellte Menschen leben nach dem Tod länger, dafür sorgen nur schon ihre aufwändigen Gräber. «Tote wie wir» sind tendenziell weit weniger erhalten. Sehr viele sind samt ihren Gräbern – sofern sie eines hatten – sozusagen vom Winde verweht. Ein illustratives Beispiel aus unserer Region bietet Rorschach: Der alte Friedhof bei der Kolumbanskirche wurde 1912 geräumt, die Familienhallen der Rorschacher Kaufmannsaristokratie aber stehen noch immer – die eigentlichen Grüfte werden allerdings nicht mehr benutzt und sind geräumt.

Nervöse Totenruhe

Für so manche Leiche – ob vorher arm oder reich, prominent oder unbekannt – ist das Grab nicht die letzte Station. Sie wird Gegenstand einer wissenschaftlichen und musealen Verwertung. Die Knochen werden untersucht, beschrieben, archiviert, ausgestellt, besucht, bestaunt. Zivilisationsgeschichtlich ist das eine relativ späte Stufe der Entwicklung, die mit den «Wunderkammern» der Renaissance beginnt. Seit der Spätantike werden die Knochen von Heiligen zu Reliquien und somit auch ausgestellt, ja zelebriert. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit stapelte man die Knochen von geräumten Friedhofsgräbern in Beinhäusern aufeinander. Das stumme Kollektiv wurde zu einer Art «Mahn-Installation» für die Lebenden: «Passt auf, bald seid Ihr auch so weit». Solche Beinhäuser gab es viele, auch bei uns. Heute sind gesamtschweizerisch nur noch wenige erhalten: in Naters, Alvaschein und Poschiavo. Ihr Besuch ist ein Erlebnis.

Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert kann man menschlichen Skeletten auch in der Medizin und der Anatomie begegnen. Weil sie von realen Personen stammen, sind viele mit Geschichten verbunden. Ein prominentes Beispiel ist der Elsässer Jakob Karrer. Er wurde 1543 nach seiner Hinrichtung vom Anatomen Andreas Vesal präpariert. Sein Skelett ist noch heute im Anatomischen Museum der Universität Basel zu besichtigen. Es gilt als das älteste Präparat seiner Art überhaupt. Das Kunststoff-Skelett wird gegenüber solchen Präparaten denkbar «unpersönlich». Sein Boom begann erst nach 1900.

> Bestattungsinstitute haben ihr Angebot mit Berg-, See- und Waldbestattungen erweitert. In manchen Ländern kann die Asche auch zuhause aufbewahrt werden.

Die Knochen im neuzeitlichen Museum dienen primär der Wissenschaft, der Bildung und der Unterhaltung. Zumindest ein kleines Stück vom alten «Denkt an den Tod!» schwingt aber wohl immer noch mit. Die Museumsverantwortlichen sehen sich hier vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Die Grenzen zwischen Pietät, Wissenschaft und Sensationslust sind sehr schmal. Tendenziell ist man zurückhaltend, zeigt die Skelette nur ganz gezielt. Die Endstation aller St.Galler Skelette ist das Depot des Archäo-Anthropologischen Dienstes im baslerischen Aesch. – Es ist offiziell als Friedhof anerkannt.

Knochen im Kontext

Können menschliche Skelette noch Angst machen? Tendenziell kaum, das Skelett – ob real, künstlich oder bildlich – ist heute so omnipräsent, dass es seine Wirkungskraft verloren hat. Heute wird mit Skeletten sogar geworben, zum Beispiel für Autos und Wintersportbahnen. In Kinofilmen und Abenteuerparks, TV-Sendungen und PC-Spielen gehören sie zu den Standardrequisiten und haben oft etwas rührend-nostalgisches, manchmal auch etwas witzig-schräges – man denke nur an «Achmed the dead terrorist». Allzu stark geht das einem nicht unter die Haut. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen: Knochen, die einen ganz bestimmten Kontext haben. So die Überreste eines Massengrabes aus Ex-Jugoslawien oder Ruanda oder jene, die neben dem Haus eines Massenmörders ausgegraben worden sind.

Gemischte Gefühle können aber auch alte Gebeine wecken, zum Beispiel diejenigen, welche die Archäologen im römischen Kempraten unter einer Türschwelle gefunden haben: ein Neugeborenes. Es gehörte noch nicht wirklich zur Familie und wurde deshalb zwischen dem «Draussen» und dem «Drinnen» bestattet. Knochen mit einem historisch unverfänglichen Hintergrund betrachtet man mit Interesse; oft ist wohl auch ein gewisser Voyeurismus im Spiel, gelegentlich Anteilnahme – wenn man weiss, unter welchen Bedingungen dieser Mensch gelebt hat, wie er gestorben ist oder wo er begraben lag.

Manche Skelette geniessen sogar volkstümliche Popularität. Zu nennen sind hier etwa das Skelett im Historischen Museum St.Gallen – laut einer folkloristischen Überlieferung die Knochen des Mönches, Elfenbeinschnitzers und Dichters Tuotilo. Oder die Katakombenheiligen in verschiedenen Stadt- und Landkirchen. Diese Toten sind im 17. und 18. Jahrhundert aus den Katakomben Roms in unsere Region gebracht worden. Dass es sich um die Überreste von Märtyrern handelt, trifft wohl nur für die wenigsten zu. Damals glaubte man es. Man kleidete die Skelette kunstvoll ein und platzierte sie in teilweise makabren Posen in der Kirche.

Neue Sichtbarkeit des Todes

Starke «Bilder vom Tod» haben wir heute andere. Vor allem Fernsehen, Internet, Kino und Fotografie zeigen Bilder, deren Drastik noch vor dreissig Jahren undenkbar gewesen wäre. Inbegriff dieser neuen Anschaulichkeit sind die «Körperwelten» des Anatomen Gunter von Hagens. Das Konzept der Ausstellung mit den präparierten Toten ist inzwischen dreizehn Jahre alt und

Die «neue Sichtbarkeit des Todes» muss noch ausgelotet werden. Bild: Sue Fox

provoziert noch immer heftige Diskussionen. Man wirft von Hagens Effekthascherei und Geldgier vor, setzt hinter die Herkunft der Leichen Fragezeichen, kritisiert, dass im Zentrum der Ausstellung die Präpariertechnik steht und nicht der Tod. Für deutliche Bilder von Sterben und Tod sorgen heute zudem prominente und einfache Zeitgenossen, die sozusagen vor den Augen der Weltöffentlichkeit sterben – vom Papst bis zur Wachkoma-Patientin, vom Schauspieler bis zum Big-Brother-Star. Gleichzeitig haben die Bestattungsinstitute ihr Angebot erweitert. Es gibt Berg-, See- und Waldbestattungen. In manchen Ländern ist der Urnenzwang aufgehoben, die Asche eines Toten kann also zuhause aufbewahrt werden. Und auch die Palette der Darstellungs- und Erinnerungsformen am Grab ist deutlich grösser geworden. Ein illustratives Beispiel sind die neuen «Friedhof-Hits», die auf Beerdigungen gespielt werden: «Time to say Goodbye» oder «Tears in Heaven».

Viele Kultur- und Sozialwissenschaftler sprechen denn auch von einer «neuen Sichtbarkeit des Todes». Die These, dass die Moderne den Tod aus dem Bewusstsein und dem Alltag verbannt hat, trifft für sie nicht mehr zu. Das Standardwerk «Studien zur Geschichte des Todes» von Philippe Ariès von 1976 gilt nur noch bedingt.

Blick in die Leichengruft

Wie diese «neue Sichtbarkeit» zu deuten ist, ist allerdings eine andere Frage. Eine einfache Antwort dürfte es für unsere individualistische, fragmentierte Gesellschaft nicht geben. Die Omnipräsenz der Bilder, so meinen Kritiker, führe leicht zur Abstumpfung. Wir sehen heute so viele Bilder von Toten, dass wir davon nicht mehr berührt werden. Das ist letztlich ein Selbstschutz: Wir tun nur so, als hätten wir das Thema bewältigt. Zudem fehlen den meisten von uns die persönlichen Erfahrungen: Wer erlebt heute noch den Tod eines Menschen konkret mit? Und auch die «Kunst des guten Sterbens» müssen wir uns erst wieder mühsam aneignen. Die früheren Generationen hatten sie in einem viel grösseren Umfang besessen. Andererseits sieht man oft, dass Menschen – Hinterbliebene, Kunstschaffende, Berufsleute, Experten – sich ernsthaft und tief mit dem Tod auseinandersetzen.

Der Kulturwissenschaftler Thomas Macho etwa publiziert darüber hochspannende Arbeiten. Als Fazit formulierte er 2008 in einem Interview mit der «NZZ am Sonntag»: «Wir haben den Respekt vor dem Urphänomen Tod verloren. Respekt ist für mich eine der wichtigsten Tugenden. Im Umgang älterer Kulturen mit dem Tod dominieren stets Respekt und Aufmerksamkeit. Zu dieser Haltung müssen wir zurückfinden.» Sehr radikale Mittel dazu bietet die zeitgenössische Kunst. Kunstwerke wie die Leichenfotos der Britin Sue Fox können den Betrachter bis ins Mark erschüttern. Sie sind grausig, ekelhaft, bizarr, skurril, rätselhaft und noch manches mehr. Da blickt man wirklich in die «Leichengruft» des Todes, der Auflösung, des Nichts. Diese Bilder machen zudem bewusst, wie problematisch viele Horrorfilme mit ihren expliziten Gewaltdarstellungen sind – «als ob man im Schlachthof gedreht hätte», meinte in den achtziger Jahren der Kulturjournalist Hellmuth Karasek. Im guten Fall vermitteln sie einen wirklichen Eindruck von Sterben und Tod, im schlechten Fall verkleben sie Wahrnehmung, Gefühl und Verstand mit falschen Bildern.

Es braucht aber nicht immer starke Bilder. Als die St.Galler Kantonsarchäologie Ende November die Bevölkerung zu einer «Fragestunde» lud, präsentierte sie den Sarkophag aus dem Klosterbezirk bewusst leer. So mancher Besucher betrachtete den Fund trotzdem ziemlich nachdenklich.

PETER MÜLLER, 1964,
ist Historiker und Journalist in St.Gallen.

Wie wir die Gegend wegwerfen

Im Mai dieses Jahres hat die Kreuzlinger Stimmbevölkerung einen Kredit von 3,8 Millionen Franken für die Umwandlung der Hauptstrasse in eine «Flaniermeile» bewilligt. Für *JOCHEN KELTER* Anlass, sich Gedanken über die Bau(un)kultur in der Bodenseeregion in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen zu machen.

Was verbindet österreichische, Schweizer, deutsche Bodenseeanrainer miteinander? Dass sie alle nahe beim oder etwas entfernter vom grossen Wasser leben. Dass ihnen der See selbstverständlich ist. Dass ihnen Grenzübertritte alltäglich vertraut sind. Dass sie, so sie Augen und, wichtiger, was hinter diesen liegt, öffnen, zusehen können, wie ihre Gegend, egal wo, zersiedelt, verbaut, eingezont, planiert, zubetoniert, verschandelt, verkauft wird. Sonst haben sie nicht viel miteinander gemein. Der See verbindet nicht, wie die Politschranzen in ihren Sonntagsreden wider besseres Wissen beteuern. Er trennt. Die drüben kennen wir nicht, wir herüben werden nicht nur in den Novembernebeln unkenntlich. Ein Vorarlberger teilt mit einem Thurgauer weder politische, soziale oder kulturelle Perspektive noch kollektive Geschichte. Ein St.Galler hat mit einem Oberschwaben weder Krankenversicherungssystem gemein noch Demokratieverständnis, nicht einmal den Dialekt oder, besser, die Muttersprache.

Wilde Siedelei

Die Nationalstaaterei des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert hat endgültig zerschnitten, was zuvor schon Eidgenossenschaft, Habsburger, Duodezfürsten, unzählige Herrschaften und Gerichtsbarkeiten zerteilt und in noch so kleine Territorien und Herrschaftsräume aufgespalten hatten. Wo sich die grossen Herren feudal bedienten, wollten die kleinen nicht hintenanstehen. Hauptsache: Herrschaft, Besitz, Verfügbarkeit. Historische und kulturelle Grenzen, Herkunft, Konfession, Zugehörigkeitsgefühl der Untertanen: ohne jede Bedeutung. Wo Herrschaft kleinräumig wird, bleibt in der Regel kein Stein auf dem anderen. Längst verschollen das dünn besiedelte Alemannien mit dem einheitlichen Bodenseeraum, seinem geistigen und kulturellen Zentrum. Solch, wenn auch arg verkürzter, Rückblick ist wichtig, will man in heutiger wilder Siedelei, dem enormen Landverbrauch und der Parzellierung das historisch gewachsene Kontinuum erkennen. Im Rheintal etwa leisten sich Österreich und die Schweiz ihre je eigene Autobahn. Und in ihre je unterschiedlichen Bauordnungen lassen sich die kleinräumigen Schweizer Kantone nicht hineinreden.

Ungezügelte bauherrliche Fantasien

Bedeutete in früheren Zeiten Territorialbesitz feudale Herrschaft über Land und Menschen, so hat sich die Situation für den freien und im Prinzip vor dem Gesetz jedem anderen gleichgestellten Bürger völlig verändert. Nichts und niemand kann ihn, so er sich an Erschliessungspläne und Bauvorschriften hält, an Landbesitz und Bautätigkeit hindern, sei es für produktive oder private Zwecke. Unter dem ehernen Gesetz der Kapital-Akkumulation übersetzt sich des Bürgers im Einfamilienhaus und Garten- oder Parkgrundstück verwirklichter Traum in reinen Geldwert, den es, wenn immer möglich, zu steigern gilt. Diesen puren Geldwert des Landes kannten frühere Epochen vor der Ära des Kapitalismus hingegen nicht. Und dieser durch Produktivität nicht mehr, alleine durch Verknappung zu steigernde Geldwert beflügelt im Gegenzug durch keine ästhetische Norm mehr gezügelte bauherrliche Fantasien. Deren Ergebnis besteht häufig in einer Stein gewordenen Mischung aus Mini-Trutzburg, präpotentem Kitsch, geistiger Selbstbescheidung und miefig genormter «Gemütlichkeit». Ob ungezügelter Landkauf und durch die bürgerlichen Freiheiten garantierte Bautätigkeit auch in Zukunft Bestand haben sollen, wäre eine grundsätzliche Diskussion wert.

Weder Stadt noch Dorf

Wo ich das historisch gewachsene, häufig durch turbokapitalistisch inspiriertes architektonisches Kleinformat lädierte Stadtzentrum von Konstanz südwärts verlasse, gerate ich nach dem Grenzübertritt mit einem Schlag in eine Art überbautes Brachland: die Nachbarstadt Kreuzlingen. Hier wird die Grenze besonders spürbar. Wo früher die Stadt, von der Staatsgrenze kaum behindert, in eine dörflich gerahmte Villen- und Parklandschaft auslief, existiert jetzt ein abrupter Abbruch, der durch gesichtslose Wohnblöcke und Geschäftshäuser markiert wird, die in jeder Vorstadt, jeder ländlichen Gemeinde stehen könnten. Kreuzlingen: eine aus drei Dörfern zusammengeschusterte Agglomeration mit dem Namen des Klosters vor den Toren der alten Bischofsstadt, die den Titel einer Stadt (auch) als Ergebnis der beiden Weltkriege erst seit wenig mehr als einem halben Jahrhundert trägt. Eine Mixtur aus Leerstellen, willkürlichen Freiflächen und Baulücken, wo man von den fünfziger Jahren bis ins neue Jahrtausend Gebäude wie Schuhkartons, Repräsentatives in Billig-Bauweise, Supermärkte auf der grünen Wiese, Tankstellen, Lagerhallen beliebig nebeneinander gestellt hat. Agglomeration, weder urban noch ländlich, weder Stadt noch Dorf, zieht sich als herrschende Siedlungs- und Lebensform vom Bodensee durchs Schweizer Mittelland bis nach Bern. Von Konstanz in den Hegau. Dem See nach bis ins österreichische Rheintal.

Kreisel-Kunst

Zur Nachbesserung dieses Siedlungsbreis und um Durchgangsstrassen zu entlasten, auf denen sich der Autoverkehr in zwanzig Jahren stellenweise verdoppelt und verdreifacht hat, wurden zunächst verkehrsberuhigte oder Fussgängerzonen geschaffen. Die bestückte man mit uniformen Blumenkübeln, Friedhofsbeeten oder einfallslosen Pflanzenkisten und zeigt damit an, dass Natur an diesen Orten nicht heimisch ist, diese Strassen ursprünglich nicht zum Flanieren gebaut wurden und – dieser Effekt lässt sich problemlos mit ein paar in der Zugluft platzierten Bänken erreichen – nun völlig unwirtlich erscheinen.

Danach erreichte uns, um den Verkehr flüssiger zu gestalten und Strom für Ampelanlagen zu sparen, die Baukultur des Kreisels. Dessen Inneres soll aber nicht einfach mit Stiefmütterchen oder anderem Parkgewächs bepflanzt sein, sondern als Blickfang Sinnstiftendes und Verbindendes zeigen: sinnlose Springbrunnen im dichten Verkehr, schriftliche Anspielungen auf lokale Geschichte, die kein Verkehrsteilnehmer zu Fuss oder im Auto zu entschlüsseln vermag. Oder man hat in diese Mitte Holzkähne, Ruder, Dreschflegel und ähnliches Gerät hineingestellt, die die Gegend symbolisieren sollen, in Wirklichkeit jedoch historisch völlig obsolet sind. Es gibt ferner Skulpturen, von denen zu vermuten ist, dass sie als Kunst oder dem Künstlerischen irgendwie verwandt wahrgenommen werden sollen. In all diesen Denkmälern und Artefakten im öffentlichen Raum tobt sich der irregeleitete Geschmack von Kleinbürgern aus, von Jury-Mitgliedern oder Gemeinderäten, deren Herz und Hirn in Wahrheit in Gewerbeflächen, Wohnquadratmetern, Mietwert und Verkehrsführungsachsen tickt.

Wachsender Konsumismus

Die Kreuzlinger Siedlungswalze hat unterdessen längst die Nachbargemeinden im Osten und Westen erfasst: Bottighofen und Tägerwilen, die unaufhaltsam mit der Nachbarstadt zusammenwachsen. Um die kaum noch zu ortenden, von der Nationalstrasse als Hauptdurchgangsstrasse zerschnittenen Ortskerne wuchert auch hier die «Agglo», die ich erst am westlichen Ende von Tägerwilen sichtbar und spürbar verlasse. Im meinem Dorf auf der idyllisch in den Untersee hineinragenden Halbinsel bin ich dann endlich auf dem Land und überlege, wer oder was verantwortlich ist für die in den sechziger des letzten Jahrhunderts einsetzende Zersiedelung und Verschandelung dieser Region (und so vieler anderer Gegenden), die bedenkenlos in die Landschaft hineinfräsende Landnahme für Einfamilienhäuser, Wohnblöcke, Gartencenter, Autowaschanlagen, Tankstellen, Drive-in-Schnellrestaurants, Supermärkte, Teppichzentren, Badewelten und Diskotheken. Die Bevölkerungszunahme durch Binnen- und ausländische Zuwanderung natürlich, der bis zum Zusammenbruch des sozialistischen Blocks steigende Nachkriegswohlstand, der qualitativ wie quantitativ wachsende Konsum, steigende Ansprüche an Komfort und Hygiene, aber auch der durch Sinnentleerung der Wohlstands- und Wegwerfgesellschaft rapide wachsende Konsumismus – Konsum aus Prestigegründen oder wegen des Konsums um seiner selbst willen.

Sehen lernen

Nur reichen demographische und sozialhistorische Indikatoren letztlich nicht aus, um das Desaster der ausufernden Landschafts- und Stadtzerstörung, deren Ende nicht absehbar ist, hinreichend zu erklären. Es ist zum einen wohl so, dass in einer Gesellschaft, in der ein alle vorangegangenen Epochen in den Schatten stellender Privatbesitz und Konsum die wichtigsten Werte geworden sind, die verfassungsmässig garantierte bürgerliche Freiheit, gegen Bezahlung alles erwerben zu können, bei Landkauf und Bautätigkeit an ihre Grenzen stösst. Dass diese Problematik bis hin zur Politik nicht ins gesellschaftliche Bewusstsein vorgedrungen ist, belegt folgende Anekdote: Ein Thurgauer Regierungsrat rief beim Blick aus dem Fenster der historischen Gerichtsstube in Ermatingen auf den Untersee in der Abendsonne aus: Wir müssen Sorge zu der Gegend tragen! Und dies just zu der Zeit, als um die Jahrtausendwende ein paar Kilometer weiter östlich die Autobahn von Zürich bis an den See hinuntergezogen, ein neues Bahntrassee gelegt, in Tägerwilen ein neuer Bahnhof und dazu ungezählte Tunnels, Kreisel, und Strassen im Tägermoos und bis nach Kreuzlingen, zigtausend Tonnen Beton verbaut wurden.

Zum anderen besitzen unsere Gesellschaft, unsere Epoche kein Bild von der Welt und keines vom Menschen. Anders als etwa die Renaissance, die über den Umweg der Antike einen neuen Menschen erfand, der fortan als Individuum auftrat und nicht mehr allein als Mitglied eines Stands oder Kollektives. Und mit ihm ein neues Schönheitsideal, dem Kunst, Architektur und Ingenieurwesen zu folgen hatten. So entstanden die wunderbaren Proportionen der Villen Palladios und die Menschenbilder der florentinischen Frührenaissance. Anders auch als die klassische Moderne, deren Architektur zwar nicht einen neuen Menschen hervorbringt, ihn wohl aber in hellen, sauberen, zweckmässigen Gebäuden ohne die Vorschriften und Einengungen überbrachter Konvention wohnen lassen will.

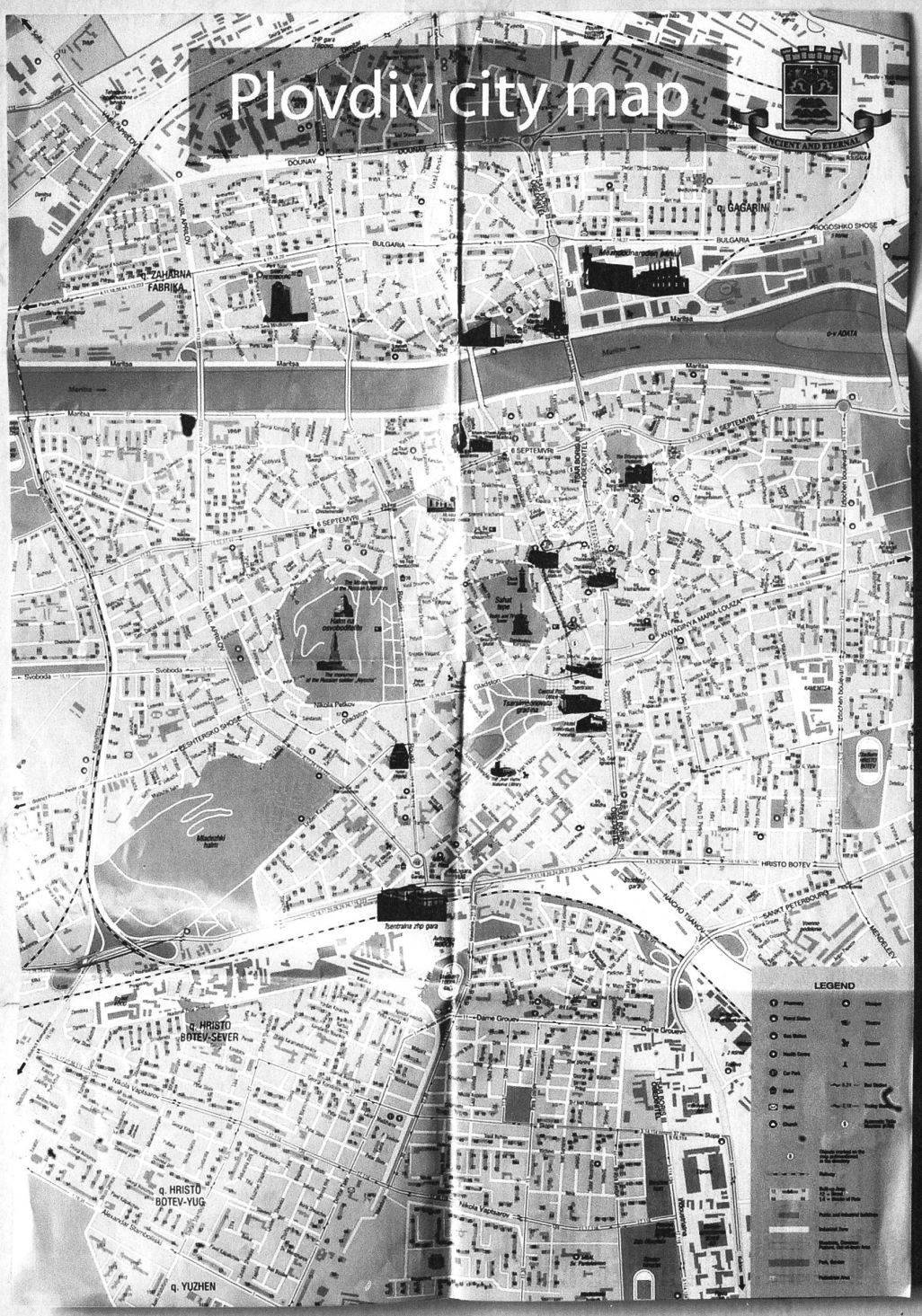
Ein solch ganzheitliches Denken, das etwa Architektur, Technik, Design gleichzeitig erfasst, fehlt fast gänzlich. Wir sind viel zu sehr daran gewöhnt, Landschaften, Gebäude und ihre Nachbarschaft, Geräte voneinander getrennt, ausschnitthaft wahrzunehmen. Was neben der Bildung, die sich in verkorkstes Spezialistentum zurückzieht, am nötigsten wäre, ist die Fähigkeit, zu sehen und zu spüren. Sehen muss man lernen, also am besten gleich in der Schule. Und Spüren und Fühlen dazu. Proportionen zu begreifen, sich in Häusern und Stadtlandschaften zu spüren, Natur wirklich zu schauen, wären Voraussetzungen für einen anderen Umgang mit bebautem oder unbebautem Kulturland. Diese Fähigkeiten zu schulen, ist so wichtig wie der Unterricht in Mathematik und Englisch. Es wäre wenigstens ein Anfang.

Nicht zum Flanieren gebaut: Kreuzlingens Hauptstrasse heute …

… und in der Vision der Stadtplaner. Bilder: Bauverwaltung Kreuzlingen

JOCHEN KELTER, 1946,
ist Schriftsteller und lebt in Ermatingen und Paris.

Plovdiv city map



Erstaunen in Plovdiv

von RICHARD BUTZ

Es fängt schon gut an, an diesem heissen Junitag auf dem Hauptbahnhof in Sofia, nämlich mit Kyrillisch. Verzweifelt suchen wir, Freund F. und ich, den richtigen Bahnsteig für den Zug nach Plovidv. Jedes Perron umfasse zwei Gleise, erfahren wir nach langem Herumfragen. Schliesslich bringt uns ein freundlicher Bahnangestellter zum richtigen Gleis. Knapp schaffen wir unseren Zug. Ein Trinkgeld nimmt der Bähnler mit Erstaunen entgegen, wir schämen uns ob dieser kapitalistischen Praxis. Was wir bei unserer Suche nicht beachtet hatten, ist die bulgarische Sitte, den Kopf zu schütteln bei einem Ja und zu nicken bei einem Nein. Kompliziert wird dies insbesondere dadurch, dass viele Bulgaren Fremden und Touristinnen helfen wollen, indem sie es uns nachmachen.

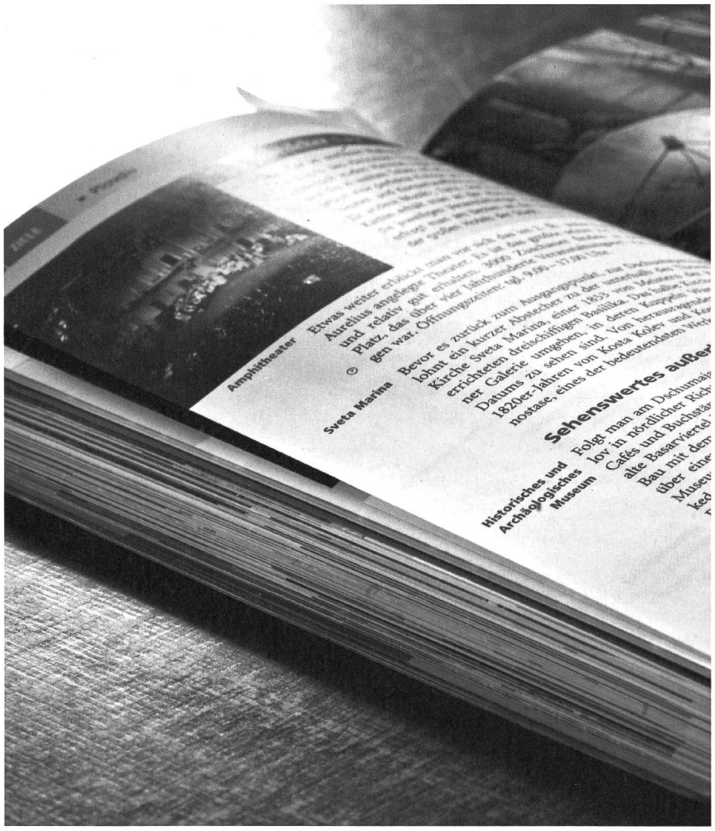
Mühsames Ankommen

Im Zug, der zwar etwas in die Jahre gekommen, aber nicht unbequemer ist als die sogenannt modernen SBB-Züge, vertiefe ich mich in eines der bösesten Bücher, die ich seit langem gelesen habe: «Apostoloff» von Sibylle Lewitscharoff. Das Buch hat Furore gemacht, weil die Autorin schonungslos mit ihrem Heimatland und ihrem Vater abrechnet, eine rabenschwarze Suada, geschrieben auf dem Rücksitz eines Autos. Auf Seite 220 kommt die Autorin in Plovdiv an: «Die moderne Stadt ist hässlich. Der übliche zerfressene Plunder.»

So erleben auch wir die Ankunft. Der Bahnhof ist dunkel und verworren angelegt, die Unterführung wirkt so trostlos wie die eines hiesigen Provinz-Bahnhofs (ich denke etwa an Gossau oder Wil). Über eine halbe Stunde suchen wir das Bahn-Reisebüro, um dort Fahrkarten für die Weiterfahrt nach Istanbul zu kaufen. Verschwitzt und abgekämpft sitzen wir schliesslich in einem dunklen, miefigen Büroraum, der noch aus kommunistischer Zeit zu stammen scheint. Die Angestellten arbeiten hinter vergitterten Schaltern, sind aber – wieder ein Vorurteil weniger – freundlich und hilfsbereit. Zu Fuss machen wir uns auf den Weg zum Hotel, durch hässliche und triste Strassen, und gelangen auf einen grossen Platz, optisch beherrscht vom zentralen Postgebäude. Drin ist es dunkel, nur wenige Leuchtröhren sind eingeschaltet, schemenhaft bewegen sich Leute im Halbdunkel – schauderhaft! Doch hinter dem Postgebäude beginnt das moderne Plovdiv mit Einkaufsstrassen, mit McDonald's, H&M, Boutiquen, Restaurants, Strassencafés, teuren Bars und all den anderen Versatzstücken, die anscheinend zur Logo-Welt gehören (müssen). Hier liegt auch unser Hotel.

Erwachender Nationalstolz

Mit Lewitscharoff steigen wir in dieser historischen Stadt (erstmals 5000 Jahre vor Christus von Thrakern besiedelt) eine steile Strasse hinauf, «und siehe da, eine völlig andere Strasse kommt in Sicht … Hoftore von imponierender Stattlichkeit, kräftig beschlagen, solide Unterbauten aus Natursteinen, und darüber sich herauswölbend die hölzernen Stockwerke. Eine ehrwürdige Schönheit reiht sich an die andere».



Bilder: Samanta Fuchs

Diese Häuser sind Zeugen des Erwachens von bulgarischem Nationalstolz nach der Befreiung aus gut fünfhundertjähriger ottomanischer Herrschaft, architektonisch international inspiriert, verziert mit zum Teil bemalten Säulen und aufwändigen Schnitzereien. Weltläufigkeit und Reichtum wird hier zur Schau gestellt. Aber noch überraschender ist das Innere einiger dieser Wohnhäuser, denn sie sind vollgestopft mit Bildern und Antiquitäten. Ein typisches Beispiel ist das 1865 erbaute Hadji-Aleko-Haus, in dem sich heute die Philippopolis Kunstgalerie befindet. Die Wände sind bis zum obersten Stock mit Bildern behängt, welche die Entwicklung der bulgarischen Kunst, erst beginnend in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, dokumentieren; vorher existierte nur die Ikonenmalerei. Galeriebesitzer Stefan Maletzov führt engagiert durch die Galerie und berichtet nebenbei auch von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, von korrupten Politikern und schlimmer Bürokratie. Er setzt bei den kommenden Wahlen auf die Opposition von rechts.

Tröstlicher Abschied

Im städtischen Kunstmuseum gegenüber treffen wir in einem Hinterraum auf den jungen und scheuen Künstler Cyril Ivanov. Er verdient seinen Lebensunterhalt mit dem Kopieren von Ikonen, sein eigenes Werk ist überraschend vielschichtig und beeindruckend. Wir kaufen ihm aus einer Ausstellung in der Städtischen Galerie zwei kleine Bilder ab, sie kosten praktisch nichts. Die Galerie-Leiterin hängt die Bilder gleich ab und verteilt die verbleibenden – alle im gleichen Format – unkompliziert neu. Mehr Mühe bereitet es ihr, Ausfuhrzertifikate zu erstellen und das Geld zu kassieren. Die Tage in Plovidiv vergehen in mildem Klima, die Abende gehören dem guten Essen und Trinken im Freien oder in einem der stilvollen Restaurants. Fast schon wähnen wir uns in einer perfekten Welt, wäre da nicht der Blick von der Hügelterrasse auf das grässlich wirkende, moderne Plovdiv. Und wäre da nicht das unablässige Musikgeplärre, U-Musik von der schlimmsten Sorte. Und wäre da nicht das böse Lewitscharoff-Buch. Tröstlich: Nirgends in Bulgarien hat es ihr so gut gefallen wie in Plovdiv. Auf der Fahrt nach Istanbul bleibt mir ihr letzter Satz fast im Hals stecken: «Nicht die Liebe vermag die Toten in Schach zu halten, denke ich, nur ein gutmütig gepflegter Hass.»

RICHARD BUTZ, 1943,
ist Journalist in St.Gallen.

BUCHHINWEIS:
SYBILLE LEWITSCHAROFF:
Apostoloff.
Suhrkamp Verlag, 2009.